

The Memminger case involved the Bavarian government's decision to expropriate a doctor's private records containing the names of 500 women who had terminated pregnancies over a period of two decades. Their names were published (many were practicing Catholics), all were investigated, and 200 were criminally convicted based on a judge's refusal to accept their "hardship" certification. Most of the latter faced sentences of DM 900-1500 in fines or 30 days in prison and were subsequently registered in police computers as having criminal records. It was later reported that one of the judges involved had an adopted child, another had compelled his girlfriend to have an abortion during the period in question; neither was removed from the case based on conflict of interest. See "Magdalena wehrt sich, Memminger Hexenjagd geht weiter," *Emma*, Nr. 7, July 1990, pp. 4-5.

¹⁸Barbara Bertram, "Zurück an den Herd?" *Spiegel Spezial, Das Profil der Deutschen*, Nr. 1, 1991, pp. 62-66.

¹⁹The Family Ministry has refused to subsidize *Pro Familie* (the German "Planned Parenthood") which provides contraception and abortion information on 120 Western centers.

²⁰Förster and Roski, op. cit., p. 89.

²¹Compiled by Schenk, op. cit., the study focuses primarily on conditions in the Eastern metropole, drawing from data collected prior to the end of 1989.

²²Eva Kolinsky, *Women in West Germany*, Oxford/New York/Munich: Berg, St. Martin's Press, 1989, p. 186ff.

²³Geissler, op. cit., p. 185.

²⁴81% subsequently enrolled in short-term, 50% in more extensive continuing education courses usually running from 8 am to 5 pm—which means they remain dependent upon child care services. If there is any analogy to be drawn between their plight and that of countrywomen who resettled to the FRG prior to 1989, the prognosis is not a particularly rosy one. Those women found themselves unemployed for longer periods than most of their fellow-travelers, added to the fact that a higher percentage of women eventually resorted to jobs beneath their level of formal qualification. See Anne Köhler, "Ist die Übersiedlerwelle noch zu stoppen? Ursachen-Erfahrungen-Perspektiven," *Deutschland-Archiv*, 23. Jg., Nr. 3, March 1990, p. 428.

²⁵Daniela Dahn, presentation at the American Institute for Contemporary German Studies in Washington, D.C., April 16, 1990, pp. 3-4.

²⁶Eva Kolinsky, "Political Participation and Parliamentary Careers: Women's Quotas in West Germany," *West European Politics*, Vol. 14, Nr. 1, January 1991, pp. 56-71.

²⁷See "Ministerinnen: Ein Bißchen zuständig," *Der Spiegel*, Nr. 8, 1991, p. 70, p. 73.

²⁸Even more indicative of things-to-come was Kohl's appointment of Claudia Nolte, a practicing Catholic from Thuringen; the youngest Member of the Bundestag, Nolte (25) will head the parliamentary Task Force on Women and Youth. Maria Michalk, a fervent Catholic from Dresden's Sorbin community, has been named to head the CDU-caucus group deliberating this issue. Both women are being used by Conservatives to demonstrate that a "silent majority" in the East wants to terminate the "trimester" approach country-wide.

²⁹See Leslie Lipschits and Donald McDonald, eds., *German Unification—Economic Issues*, Occasional Paper 78, Washington, D.C.: The International Monetary Fund, 1990.

³⁰Hanna Schissler, commentary presented during the panel on "Unification and Implications for Gender Issues" at the Fifteenth Annual Meeting of the German Studies Association in Los Angeles, September 27-29, 1991.

³¹*Deutsche Schüler im Sommer 1990—Skeptische Demokraten auf dem Weg in ein vereintes Deutschland. Deutsch-deutsche Schülerbefragung 1990*, Hrsg. Deutsches Jugendinstitut e.V., DJI Arbeitspapier 3-019, Munich, 1990, p. 33ff.

AUSSICHTSREICHE RANDFIGUREN?

Eva Kaufmann
Humboldt Universität

Hier soll auf eine Publikation aufmerksam gemacht werden, die für all die aufschlußreich sein könnte, die sich für die Geschichte der DDR-Literatur, speziell die der schreibenden Frauen und deren Geschicke nach dem Zusammenbruch der DDR interessieren. In einem Buch mit dem anspielungsreichen Titel *Gute Nacht, du Schöne* äußern sich zwölf Autorinnen aus den Neuen Bundesländern zwischen März 1990 und Januar 1991 über ihr Leben und Schreiben in Vergangenheit und Gegenwart. Seit Frühjahr vergangenen Jahres ist die Frage Mode geworden, ob es überhaupt so etwas wie DDR-Literatur gegeben habe. Darauf reagieren in dieser Publikation einige Betroffene unmittelbar, und sie finden, daß JA. Im übrigen veranschaulicht das schmale Bändchen auch, daß—and warum—diese Literatur nicht nach Art von Kartenhäusern in sich zusammenfiel wie der Staat, in dem sie existiert hatte.

Es war durchaus nicht selbstverständlich, daß sich 1990 ein Dutzend jüngerer und älterer Autorinnen zu einer publizistischen Unternehmung zusammenfanden, die eine bestimmte Gemeinschaftlichkeit ausdrückt. Auch Schriftstellerinnen waren von der Wucht und Geschwindigkeit überrascht, mit der sich die Veränderungen in der DDR vollzogen. Da jeder Tag neue unerwartete Wendungen brachte, mochte es heikel erscheinen, Tagesmeinungen zu fixieren und öffentlich zu machen. Im übrigen hatten sich die meisten dieser 12 Autorinnen früher publizistisch kaum betätigt. Die Idee der Herausgeberin Anna Mudry kam den Beteiligten dennoch gelegen; sie war angetan, die notwendige individuelle Selbstverständigung zu stimulieren. Den meisten schien zudem das vorgeschlagene kommunikative Schreibvorhaben, nämlich Zwiegespräche mündlicher oder schriftlicher Natur zu organisieren, attraktiv. Die Partnerinnen sollten sich nach eigener Wahl zusammentun. Der Gedanke, das Projekt dialogisch anzulegen, wirkte auf einige beflügelnd. An Gerti Tetzner gewandt, beschreibt Brigitte Burmeister den Vorgang so:

Ich stecke in einem Chaos und warte bekłommen darauf, mit welcher Krankheit mein Körper antworten wird auf das psychische Unvermögen, zu verarbeiten, was geschieht. Schreiben ist erfahrungsgemäß eine Hilfe, nur bin ich von mir aus kaum in der Lage, sie zu ergreifen. Deshalb sind äußere Anforderungen, wie dieser Briefwechsel, gut für mich. Ich könnte meinem wirren Geist nichts entlocken ohne die Annahme, jemand will mich hören, eben Du (36).

Und Gerti Tetzner begründet ihr Zutrauen zum Briefwechsel, weil Briefe "einander nicht ins Wort" fielen "wie Gesprächspartner" (37), und weil sie im Zeitalter von Anrufbeantwortern und Telefax "Reste einer Kultur des Überflusses" (36) darstellten. Im übrigen kommt die Briefform, auch wenn das Ganze im Hinblick auf Veröffentlichung inszeniert ist, dem Bedürfnis nach Spontaneität, Vorläufigkeit und Subjektivität entgegen. Soweit der Plan des Vorhabens.

Er konnte, wie sich zeigt, nur bruchstückhaft verwirklicht werden. Lediglich drei "Zwiesgespräche" kamen überhaupt zustande (Brigitte Burmeister und Gerti Tetzner, Annett Gröschner und Maja Wiens, Helga Königsdorf und Rosemarie Zeplin), und letzteres erweist sich überdies als Dokument eines Scheiterns. Die Beiträge von Brigitte Struzyk und Anna Mudry lassen erkennen, welche Partnerin ausgeschieden ist: bei Struzyk in Zusammenhang mit den "bekannten Attacken" (137) Christa Wolf und bei Anna Mudry die Dokumentarfilmerin Helke Misselwitz. Erkennbar ist auch, daß Struzyk und Mudry nach den Absagen zunächst auf ihre eigenen Beiträge verzichten wollten, sich dann doch anders entschieden und Lösungen, zum Teil auch Notlösungen für ihre Textteile fanden. Bei Kerstin Hensel, Angela Krauß und Helga Schütz fehlen Indizien für eine bestimmte Adressatin. Offensichtlich war Elke Erb zeitweilig beteiligt, denn ihr Name erscheint irrtümlich auf der Autorinnenliste des Buchumschlags—fürwahr eine selten grobe Flüchtigkeit des Verlages. Echte Briefe, wenn auch anders geartete als ursprünglich vorgesehen, stammen von Brigitte Struzyk (an den Verlag) und von Gabi Kachold (Absagebrief an die Herausgeberin). Kerstin Hensel fügt ihrem Text die Bezeichnung "aus meinem Sudelbuch" bei, Helga Schütz bietet ein sorgsam geformtes Stück Prosa, und Angela Krauß präsentiert ihren Beitrag als "Brief an meine russische Freundin Tatjana Nabatnikowa."

Diese Aufzählung zeigt, wie wenig von dem ursprünglichen, gutgedachten Plan zu retten gewesen war. Angesichts der einschneidenden geschichtlichen Veränderungen, die auch die materielle und geistige Existenz all dieser Autorinnen unmittelbar berühren und angesichts auch der Kampagne in Medien der alten Bundesländer um Christa Wolf (siehe *GDR Bulletin* 1/91) sind all die Einbußen nicht zu verwundern. Auf seine Weise stellt der "Rückblick" der zwölf Autorinnen ein interessantes Zeitdokument dar.

Das allein wäre wohl doch etwas mager. Warum lese ich dieses Buch dennoch mit einer gewissen Spannung? Gibt vielleicht gerade diese die zahlreichen Brüche und Defizite offenbarende Form anschauliche Auskünfte über das, was einst an DDR-Literatur und speziell an der von Frauen geschaffenen geschätzt worden war? Ergeben sich dabei vielleicht auch Anhaltspunkte im Hinblick auf die menschliche und künstlerische Substanz, von der die Autorinnen künftig zehren könnten. In diesem Zusammenhang beschäftigt die Frage, ob sie über (ihre) literarischen Konzepte debattieren, wie sie sich zum Beispiel zu der gegenwärtig kontrovers² diskutierten Frage des auf Gesellschaft bezogenen Engagements verhalten. All das berührt auch das Problem, ob und in welchem Maße die Eigenart, Leistungen wie Fehlleistungen, dieser Literatur von der Zensur und der Funktion der "Ersatzöffentlichkeit" bestimmt war, und was demzufolge nach Wegfall dieser Faktoren von und für die SchriftstellerInnen bleibt.

Interessant wird der Band vor allem auch durch die Beteiligung zweier Generationen; vertreten sind Autorinnen von Jahrgang 1935 bis 1964. Aus naheliegenden Gründen reflektieren die Jüngeren weniger über die Vergangenheit, über die Probleme von Verstrickung von Schuld, Repression und Widerstand, als die Älteren (Burmeister, Königsdorf, Mudry, Schütz, Struzyk, Tetzner). Andererseits sind auch innerhalb der "Mütter-" und der "Töchtergeneration" wesentliche Unterschiede im Hinblick auf Schreibmotivationen zu beobachten.

Gerti Tetzner (Jg.1938) zum Beispiel betont, daß ihre Schreibanfänge, verbunden mit der Suche nach neuer Lebensorientierung, "nicht spielerisch" (48) gewesen seien.

Für Brigitte Burmeister (1940) dagegen, die aus Ungenügen an literaturwissenschaftlicher Arbeit zu schreiben begonnen hatte, waren Lust am Experimentieren, am Finden einer eigenen Sprache die ausschlaggebenden Impulse. Die Jüngste in diesem Band, Annett Gröschner (Jg.1964) erklärt ihren ursprünglichen Zugang zur Literatur mit existentieller Not. Sie habe, indem sie den "Selbstmorden" (101) von Inge Müller und Silvia Plath nachging, sich selbst davor bewahrt. Kerstin Hensel (Jg.1961) spricht von ihrer "Lust auf Beschreibung der Weltläufe in ihren irren monströsen Ausgängen" (116), von "früher Ausprägung einer eigenen Poetik" (118). Diese vier Beispiele zeigen, in welch unterschiedlicher Gewichtung sich in den Schreibansätzen Ethisches und Ästhetisches mischen.

Im Streit um DDR-Literatur und also auch um ihre Schriftstellerinnen sagen die einen, DDR-Literatur sei den Westmedien zu verdanken, andere machen dafür die Zensur verantwortlich und wieder andere den Erwartungsdruck, der von den Lesern ausging. Auf diese Weise werden SchriftstellerInnen zu reinen Objekten. Zweifellos ist die literarische Arbeit von vielen äußeren Faktoren, auch den genannten, beeinflußt worden; bestimmd für ihre Substanz ist jedoch mit Sicherheit das, was die Literatur selbst geleistet, beziehungsweise verfehlt hat. Auf diese äußeren Faktoren kommen die meisten der zwölf Autorinnen auch zu sprechen. Und da zeigt sich, daß allein das Verhältnis zu den Lesern überaus kompliziert ist und entsprechend differenziert reflektiert wird. Helga Schütz formuliert ihren Beitrag in direkter Auseinandersetzung mit der gerade auf Hochtouren laufenden Pressekritik. Sie spricht von ihrem damaligen Gefühl, "mit dem Leser im Bunde, dem Zensor durch die Lappen" (17) gegangen zu sein. Jetzt scheint ihr das Bild des Glühwürmchens (des sich eigentlich nur selbst beleuchtenden Wesens) angebracht. Sie wolle vermuten, daß diese "selbstverpflichtete" Literatur, wenngleich "flügellos," dennoch "die Träume des Machtapparates" gestört habe, daß sie "nicht ohne Wirkung auf den Lauf der Dinge im Jahr '89" (22) gewesen sei.

Über eine andere Seite des—früher wie heute umstrittenen—Verhältnisses Literatur und Volk äußert sich Gerti Tetzner. In einer Fabrik habe sie die Erfahrung gemacht, daß Arbeiterinnen im kleinen Kreis, aber nie öffentlich über ihre unzumutbaren Arbeitsverhältnisse sprachen, dies aber von der Schriftstellerin erwarteten. Einerseits durch das Vertrauen geschmeichelt, empfand sie sich andererseits auch benutzt:

Ich fühlte mich in keiner Weise zu ihrem Mund berufen oder gar zu irgend jemandes Führung. Für mich war Volk nichts außerhalb von mir und auch kein Abstraktum. Wie könnte ich Mund so vieler verschiedener Individuen sein? Wenn ich mich in einen anderen Menschen hineinversetzen und für ihn zu sprechen versuchte, könnte ich ihn bestenfalls zitieren, im übrigen aber nur in meiner Sprache erfinden. Frei wird er erst, wenn er über das Seinige selbst und in seiner Sprache spricht (40).

Warum jetzt noch Erfahrungen einer Schriftstellerin in einem Produktionsbetrieb und ihre Skrupel gegenüber Arbeiterinnen auskramen? Wer interessiert sich heute noch für derlei vergangene Experimente, Illusionen, Mißverständnisse? Mir scheint interessant, daß Gerti Tetzner, als sie in einer Zeit, da der "Bitterfelder Weg"

längst stillschweigend ad acta gelegt worden war, auf eigene Faust in eine Weberei arbeiten gegangen war, zu Überlegungen kam, die sich gegen die gerade auch unter den alten Machtverhältnissen übliche, oft demagogische Entgegensetzung von Schriftstellern und Volk richteten. Der Anspruch, sich in den Volksbegriff einzuschließen, findet sich auch bei Maja Wiens; in ihrer Auseinandersetzung mit der BRD, die sie nicht als heimatlich empfindet, betont sie "Wir sind auch das Volk" (104).

Rosemarie Zeplins Selbstverständnis steht in starkem Kontrast zu dem Helga Königsdorfs. Wohl fühle sie "tief verstrickt in alles," aber "ohne Sendungsbewußtsein und ohne das Selbstwertgefühl, das die individuelle Existenz auf eine historische Dimension bezieht." Aus der Position solcher "Fremdheit" (83) hat diese Autorin allerdings äußerst scharfsinnige Analysen von DDR-Wirklichkeit gewonnen, zuletzt in dem Sommer 1989 fertiggestellten, aber erst 1991 erschienenen Roman *Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit*.

Auch Brigitte Burmeister sieht ihr Eingebundensein in DDR-Literatur sehr differenziert. Sie habe ihren ersten Roman *Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde* aus tiefer Skepsis gegenüber der Verpflichtung zu jeglicher Botschaft geschrieben. Jetzt betrachte sie diesen Roman als "ein ziemlich genaues Psychogramm, (m)ein Stück DDR-Wirklichkeit, trotz und wegen der eigentümlichen Realitätsferne oder Fremdheit." Seine gesellschaftliche Zugehörigkeit definiere sich nicht allein durch die Rezeption, sondern auch durch den "Erzählton" (35).

Will man ein historisch genaues Bild von DDR-Literatur und vor allem ihrem kritischen Teil machen, dann kann man die hier reflektierten Sachverhalten nicht außer Acht lassen. Gründlich ist vor allem der Behauptung nachzugehen, daß gerade die "kritische Literatur" in der DDR, eben auch im Widerstand gegen einen anachronistischen Machtstaat "ins Gestriges geraten" sei und somit "für ein Kapitel in der Literaturgeschichte" nicht in Frage käme. Kerstin Hensel polemisiert gegen den Vorwurf, DDR-Literatur habe sich in ihrer Reibung am Staaterschöpf, "ob sie nun dafür, dagegen oder dazwischen war." Und sie resümiert: "Die sich abhängig von der Staatspolitik sahen, brachten keine wirkliche Kunst zustande, sondern hohle Hymnen oder illustrierte Bauchscherzen" (120).

Anna Mudrys Idee, ein Buch nur mit Schriftstellerinnen zu machen, und die Bereitschaft des Verlages, auf dieses Projekt einzugehen, sind Symptome dafür, daß die rückblickenden Autorinnen in einem nicht näher definierten Zusammenhang gesehen werden, den freilich keine der Beteiligten—aus verschiedenen Gründen—als "Frauenliteratur" bezeichnen würde. Wohl hat die Herausgeberin recht, wenn sie in den Beiträgen "spezifisch weiblich-männliche Konflikte" (13) kaum artikuliert findet; die sind offensichtlich für weibliche Lebenszusammenhänge, wie sie sich in diesen Texten ausdrücken, nebensächlich.

Es ist wohltuend, daß die zwölf Frauen, gerade auch vom Frauenstandpunkt aus nicht einheitlich und eintönig argumentieren. Gabi Kacholds Einwand gegen das Projekt richtet sich ausdrücklich gegen sein formales Zentrum, das Briefprinzip. Sie wertet die "Briefkonversation" als Zeichen dafür, daß sich Frauen "noch nicht trauten, frei zu schreiben" und "frei zu leben" (124), weil sie die eigene Existenz immer noch über Kinder, Männer oder tröstende Freundinnen definierten. Inwiefern der vorliegende Band eine solche abstrakt formulierte Kritik bestätigt, kann jede(r) selbst

beurteilen. Mir scheint die allgemein gesehen stichhaltige Befürchtung im konkreten Fall gegenstandslos. Eher möchte ich Kerstin Hensel in der Feststellung recht geben, "daß die Schriftstellerinnen der DDR, wenn sie sich einigermaßen gegen Ewiggestriges zur Wehr setzten, sich in keine Weibchenrolle" (122) hätten drängen lassen.

Diesen kontroversen Aussagen wäre angesichts der Tatsache, daß mehrere Autorinnen über die Bedeutung von Kindern für die Schriftstellerinexistenz reflektieren, genauer nachzufragen. Kachold sagt schroff, sie habe sich bis jetzt keine "aufdrängeln" (125) lassen. In den Äußerungen zum Verhältnis von Muttersein und Schreiben ist (bei Gröschner, Hensel, Mudry, Struzyk, Tetzner, Wiens) von "Weibchenrolle" nichts zu spüren. Brigitte Struzyk erklärt lakonisch, "für mich, die ich mit vier Kindern 'alleinstehend' bin, war der Schritt in die Bundesrepublik nicht erwägenswert" (136). Hensel erwähnt im Nebensatz, sie habe zu Zeiten der DDR "in drei verschiedenen Kellerwohnungen mit einem Kleinkind und jeweils vier bis sechs Ratten, mit wenig Geld und vielen Freunden gelebt" (120) und ohne Angst geschrieben. Annett Gröschner hatte sich unter DDR-Bedingungen für ihr Kind entschieden, "aus der Überlegung heraus, daß ich materiell irgendwie durchkommen würde, ohne meinen Traum von Schreiben aufzugeben zu müssen. Jetzt bin ich mir nicht mehr sicher" (89). Sich als Schriftstellerin "alleinerziehend" zu behaupten, eine in der DDR-Literatur häufige Erscheinung, war nicht nur in der Biographie, sondern auch für die literarische Substanz von Belang. Auch das dürfte sich nun merklich verändern. War es früher mühselig genug, Schreiben und Kind, meist ohne männlichen "Beistand," zu vereinbaren, so erscheint dies unter den neuen sozialen und kulturellen Bedingungen unvergleichlich schwieriger. Die Erfahrungen, von denen Annett Gröschner im Zusammenhang mit einer scheiternden "Mütterwohngemeinschaft" (88) schreibt, sind symptomatisch.

Keine der Autorinnen spricht davon, daß sie als schreibende Frau, auch wenn sie es schwer habe, einen Bonus, etwa besondere Bewertungsmaßstäbe, erwarte. Im Gegenteil. Hensel ist darin ganz radikal: "Eine Schriftstellerin muß schreiben müssen und können wie ihre männlichen Kollegen" und sich ohne "Gewimmer" dem männlich dominierten Kunstbetrieb stellen. Der Preis, den sie für solche hohen Ansprüche wahrscheinlich ihr Leben lang zu zahlen habe, sei Isolation (122). Ähnlich äußerten sich andernorts auch Irmtraud Morgner, Helga Königsdorf und andere.

Wenn die Autorinnen über ihre künstlerische Arbeit reflektieren, verbinden sie diese auffallend oft mit dem Begriff Lust. Daß Frauen über harte kreative Arbeit schreiben, ohne sie zu verklären oder zu mystifizieren, mag damit zusammenhängen, daß sie Zeit und Gelegenheit zum Schreiben meist einem kräftezehrenden Alltag abringen müssen. Alltag ist für die Autorinnen dieses Bandes ein überaus zwiespältiges Phänomen. Hensel sieht Alltag als etwas, vor dem sie sich retten (117), aus dem sie "weggetreten" sein mußte, um ihn den Lesern "in irgendeiner Art weltbezogen zur tieferen Einsicht" (119) freizugeben. Für Helga Schütz gewinnt Alltag als Lebenspraxis, als Schreibgegenstand und als ästhetisches Problem zentrale Bedeutung. Für sie definiert sich DDR-Literatur wesentlich, beispielsweise in ihrer Anekdotenhaftigkeit, aus dem Alltag, aus seiner "bleierne(n) Schwere" (23). Sowohl Helga Schütz als auch Kerstin Hensel sehen sich veranlaßt, die Leser, weil sie allzusehr auf eine dem Alltag verpflichtete Literatur eingetüft waren,

für das "über den Alltag hinausreichende Wort" (22) zu gewinnen.

Kaum eine Autorin, die in diesem Band nicht über alte und neue Machtverhältnisse, über den dahinschwindenden Staat DDR und "Einigvaterland" (58), über Heimat und "Vaterlandslosigkeit" (60) und über die Gründe, in der DDR geblieben zu sein, nachdächte. Unverhüllt spricht sich die Verblüffung über die nicht ganz unbekannte, dennoch überwältigende Macht des Geldes aus, der gegenüber die in der DDR entwickelten Widerstandsformen sinnlos seien. Von erfreulichen Erfahrungen mit den neuen demokratischen Strukturen und Mechanismen ist kaum etwas zu lesen. Die Rede ist von Manipulierung durch Geld statt "Manipulierung durch Ideologie" (43), von Macht des Geldes anstelle von "Macht der Ideologie" (88), von "verkrampften Karnevals unter wechselnder Diktatur" (121). Die rigorose Kritik gegenüber den diktatorischen Machtverhältnissen in der DDR hält sie keineswegs davon ab, die Konsequenzen, die die "Restauration des Kapitalismus" (120) mit sich bringt, beim Namen zu nennen. Wie auch sollten Schriftstellerinnen, die unter DDR-Bedingungen gegen Leistungsgesellschaft und Konsumdenken öffentlich polemisiert hatten, nun plötzlich die Marktwirtschaft loben?

In vielen Dingen durchaus unterschiedlicher Meinung, sind offensichtlich alle auf der Hut vor einem Nationalgefühl, das gegen andere Völker borniert abschließt. Es sei wohltuend zu wissen, "daß Deutschland nicht die Welt ist" (59). Auch und vielleicht gerade angesichts der Tatsache, daß überall in der Welt die Nationalismen blühen und mörderische Konsequenzen offenbaren, kommt Stolz nicht auf, "eine Deutsche zu sein" (43). Gerti Tetzner erklärt im Weiteren, "eine Nation im Sinne von Heimat" habe sie nicht, "nur diese aus Orten der Liebe zusammengesetzte" (43ff.) in verschiedenen deutschen Landschaften, und in Norwegen, dem österreichischen Burgenland, in Südsibirien und der kasachischen Steppe. In indirekter Polemik gegen eine Tendenz, östliche Beziehungen als unaktuell abzutun, wird nachdrücklich die Freundschaft zu polnischen und russischen (126ff.) Freunden betont. Maja Wiens schreibt: "Ich merke für mich, daß mir Polen viel näher liegt als die Bundesrepublik, ich hatte immer erwogen, DORTIN zu gehen, wenigstens für einige Zeit. Ich möchte mich immer bei Ewa und Krzysztof entschuldigen für die Deutschen, zu denen ich mich oftmals nicht zugehörig fühle" (90). Dieses Deutschland mache "sich schon wieder schuldig an den Völkern Osteuropas ebenso wie an denen der dritten Welt" (104).

Was liegt näher, als daß sich Schriftstellerinnen zu ihrem Medium, der deutschen Sprache äußern. Sie sehen und bewerten Sprache nicht losgelöst von der täglichen Nutzung. Dazu Gerti Tetzner: "Selten habe ich Sprache, die sich als gemeinsame Muttersprache gebärdet, so wenig als Heimat empfunden wie jetzt" (37). Verschiedentlich wird die im Herbst 1989 auf den Straßen sich offenbarende Sprachfähigkeit der vordem Sprachlosen gerühmt. Nun aber, seit Frühjahr 1990 breite sich schon wieder das Bedürfnis nach Schweigen aus. Nachdem der alte Funktionärsslang die Macht verloren hat, habe sich das Verhältnis von Rede und Macht nicht prinzipiell gewandelt. Gegen die nun modisch gewordene Flottheit der Mediensprache setzen die Autorinnen, und das hängt nicht nur mit der Briefform zusammen, eine klare, unaufgeputzte Sprache.

Nicht wenige Autorinnen sprechen von Hoffnung, verbinden diese aber nicht mit Gedanken an Hilfe von anderen oder von außen. Sie bauen allein auf die eigene

Kraft, wohl wissend, wie erschöpfbar diese ist. Keine lamentiert, obwohl die materiellen Aussichten alles andere als rosig und die Chancen, bei Verlagen Manuskripte unterzubringen, unsicher sind. Schon ist deutlich, daß man vom Schreiben, auch bei eingeschränkten materiellen Ansprüchen, nicht werde leben können, daß man Jobs annehmen und Zeit fürs Schreiben einbüßen werde. Damit hält sich keine auf. Allenthalben wird die Absicht bekundet, unbedingt weiterschreiben zu wollen, auch, weil es genügend alte und neue Stoffe gäbe. Hensel meint lapidar, keine von ihnen sei je gezwungen worden, "Schriftstellerin zu werden," keine könne sich also beklagen. Aber: "Die kommenden Schriften werden weiterhin Anklagen gegen jegliche Diktatur sein. Das hypertrophierte Land, in dem wir leben, hat seine Widerlichkeiten getüncht. Wir haben allen Grund zum Schreiben" (123). Annett Gröschner resumierte: "Uns bleibt das Sezieren dessen, was in und um uns passiert" (115). Siereden also in concreto von künftigem Engagement, obwohl absehbar ist, daß das nicht im "Markttrend" liegt. Es ist deutlich, daß sie nicht hinter ihre, unter den alten Verhältnissen erarbeiteten Kunstansprüche, und das heißt, Selbstansprüche, zurückgehen wollen. Sie wissen um die Mechanismen der neuen Literaturmarktverhältnisse, die von Macht faktoren, vom "Geschmack" bestimmt werden. "Den Geschmack, (der das Geld gibt oder nicht gibt) bestimmt die Mode. Mode ist Zensur" (121).

Im Unterschied zum Titel *Gute Nacht, du Schöne*, der nach Absage klingt, ist dies Büchlein in keiner Weise resignativ. Aus den gegenwärtigen Bedrängnissen suchen die zwölf Autorinnen nicht Zuflucht bei neuen utopischen Konstruktionen. Ihre Widerstandskraft verstehen sie vor allem—analog zu der vor dem Herbst 1989 geübten Praxis—as alternatives Denken, Fühlen und Handeln. Insofern stellt dieses Buch ein Stück Gegenkultur dar, ohne Programmatik, ohne heroische oder martyrische Posen. Brigitte Burmeister hat die im Buch vorherrschende nüchterne Haltung einleuchtend begründet:

Wir haben keine Macht, aber Spielraum. Wir haben keine Posten, keinen Ruf, kein Vermögen zu verlieren, uns bricht keine Welt zusammen.... Wir müssen nicht, weil der Sozialismus gescheitert ist, den Kapitalismus... für unveränderbar halten.... Und wir können, wenn wir schreiben, das für mich einzige wirkliche Privileg der "Kulturschaffenden" nutzen: etwas eigenes herzustellen, dessen Gebrauch teilbar ist, und sei es unter wenigen (59).

Von diesen Randfiguren, die in des Wortes Doppelsinn aussichtsreich sind, läßt sich einiges erwarten.

Anmerkungen

¹ Alle Zitate im Text beziehen sich auf *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Sammlung Luchterhand 969 (Frankfurt a. M.: Luchterhand, 1991).

² Vgl. Bernd Hüppauf, "DDR-Literatur vor der Moderne," in: *Text und Kritik* Sonderband, hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold und Frauke Meyer-Gosau, München 1991, S. 220, und Michael Hofmann, "Ästhetische Erziehung und Ästhetik des Widerstands. Kunstautonomie und Engagement des Kunstwerks bei Schiller, Marcuse und Peter Weiss," in: *Weimarer Beiträge*, 37.6 (1991): 219ff.

³ Hüppauf, a.a.O. S. 228.